



it

FANNY BLAKE

Ein

Haus voller

Träume

Roman

FANNY BLAKE

EIN HAUS VOLLER
TRÄUME

Roman

Aus dem Englischen
von Katharina Förs und
Sonja Schuhmacher

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
House of Dreams bei Orion Books, London

insel taschenbuch 4584

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2017

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

Copyright: © Fanny Blake, 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Stefanie Neumann, plainpicture, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-4-458-36284-5

Vorher ...

Alles war bereit. Unter dem Weinlaub der Pergola stand der Tisch gedeckt fürs Mittagessen. Der große cremefarbene Sonnenschirm warf seinen Schatten auf die Gartenstühle am anderen Ende der Terrasse. Drinnen sah es aus wie früher – nur ein bisschen aufgeräumter, vielleicht. Im ersten Stock waren die Betten gemacht und die Zimmer gelüftet.

Lucy rückte einen Krug mit weißen Rosen auf dem Tisch zurecht. Zufrieden bewunderte sie ihr Werk und ging dann in die Sonne, die warm auf ihre Haut schien. Sie räkelte sich. Heute war die Luft so klar, sie konnte die Küste im Süden sehen und jenseits der Meerenge den Felsen von Gibraltar. Bailey, die grau-weiße zottelige Promenadenmischung ihrer Mutter, tapste vor ihr die Steinstufen hinunter und ließ sich schnaufend im Schatten eines knorrigen Olivenbaums fallen.

Ein Distelfalter flatterte über den Töpfen mit weißen und roten Geranien, vorbei am Sonnenschirm und den Gartenstühlen, hinaus in den Garten. Im Lavendel unterhalb der Gartenmauer summten Bienen. Ein Bussardpärrchen kreiste über den tiefer gelegenen Wiesen. Irgendwo krächte ein Hahn. Lucy schaute auf die Uhr. Ihre Schwester und ihr Bruder müssten nun gelandet sein. Bald würden sie eintreffen.

Obwohl sie schon seit ein paar Tagen wieder hier war, um alles für die Ankunft der anderen vorzubereiten, hatte sich Lucy noch nicht an die Abwesenheit ihrer Mutter gewöhnt. Hin und wieder glaubte sie, aus dem Augenwinkel

Hope zu sehen, wie sie in der Tür stand oder im Garten den Pflanzen gut zuredete. Manchmal saß sie auch am Klavier, die Brille in die grauen Locken geschoben, oder mit Handarbeiten beschäftigt in ihrem Nähstühl. Dann wieder verkündete sie, was sie für den Tag plante, überlegte, wo sie etwas hingelegt hatte, oder entkorkte eine Flasche Wein. Sie war da, auch jetzt noch, Wochen nach ihrem Tod.

Hope war in England gestorben, hatte aber darum gebeten, dass ihre Asche an dem Ort verstreut wurde, den sie auf der Welt am meisten liebte, wo sie am glücklichsten gewesen war. Ihre drei Kinder sorgten nun dafür, dass dieser Wunsch in Erfüllung ging, und Jo brachte sie, gemäß ihren letzten Verfügungen, nach Hause.

Und wenn alles vorbei war, sollte das Haus verkauft werden. Lucy sah sich um. Sie konnte einfach nicht glauben, dass ihnen all das irgendwann einmal nicht mehr gehören würde.

In der schlecht beleuchteten Ankunftshalle wiesen große grüne Schilder den Weg zu den Mietwagenshaltern im Untergeschoss. Die Passagiere hatten die farbenfrohen Plakate hinter sich gelassen, die sie in Südspanien willkommen hießen, und betraten eine auf Zweckmäßigkeit getrimmte Unterwelt. Hier herrschten, dank einer übereifrigen Klimaanlage, frostige Temperaturen. Von wem auch immer der Ausspruch stammte, die Hölle seien die anderen, er hatte Recht, überlegte Jo. In der Hand hielt sie eine Karte mit den Sehenswürdigkeiten der Umgebung, die ihr ein Fremdenführer überreicht hatte, als sie zur Gepäckausgabe ging. Sie vermisste die Wärme und den typischen Geruch der kratzigen spanischen Zigaretten, die vor Jahren die Landung hier zu etwas Besonderem gemacht hatten. Jetzt unterschied sich die Ankunft in Málaga kaum von der Ankunft an jedem beliebigen modernen Flughafen irgendwo auf der Welt.

Auf dem Karussell kreiste das Gepäck aus ihrem Flugzeug, aber Jos Koffer war noch nicht aufgetaucht. Sie drehte sich zu Ivy um, die auf dem leeren Trolley hockte. Ihre vierjährige Tochter, goldig in ihren pinkfarbenen Leggings und dem Blümchentop, rührte sich nicht vom Fleck. Sie hatte nur Augen für die Kinder einer Familie, deren Mutter bunte Lutscher austeilte. Eines der Mädchen, ungefähr in Ivys Alter, fing ihren Blick auf und kam, mit ihrem kleinen Rollkoffer im Schlepptau, auf sie zu. Die beiden musterten einander. Ivy blieb sitzen, machte aber ein finsternes Gesicht. Das war abzusehen gewesen. Jo wünsch-

te, sie hätte die Packung Gummibärchen, die sie für solche Augenblicke gekauft hatte, nicht an der Kasse des Buchladens in Gatwick liegen lassen. Sie konzentrierte sich wieder auf das Gepäck. Mit Klebeband verstärkte Umzugskartons, Buggys und Koffer aller Art, Rucksäcke und Reisetaschen rumpelten an ihr vorüber – aber der weitgereiste grüne Koffer mit dem unverkennbaren violetten Vorhängeschloss war nicht dabei.

Rund um das Karussell hatten sich Familien in Ferienlaune geschart. Kinder rannten um ihre genervten Eltern herum. Teenager beugten sich über ihre Smartphones, ließen hastig den Daumen über das Display gleiten. Junge Frauen, die einen Junggesellenabschied feierten, auf dem Flug in Streit geraten und von der Crew getrennt worden waren, standen nun in zwei traurigen Gruppen da und kehrten einander den Rücken zu. Die glitzernden pinkfarbenen Bommeln an ihren Haarreifen hingen schlapp herunter. Verträumte Pärchen schauten einander in die Augen, ohne das Chaos ringsum zu bemerken. Ältere Paare mit Wanderschuhen und Stöcken hatten ihre Rucksäcke vom Laufband geholt und marschierten nun zielstrebig zum Ausgang.

Jo wurde von einem Mann zur Seite gedrängt, der sich einen großen, mit Aufklebern übersäten Karton griff und damit ihr Schienbein rammte. Sie fluchte leise. Er murmelte eine Entschuldigung, während sie ihr Bein rieb und hoffte, ihr Koffer würde endlich eintrudeln. Wieder wandte sie sich Ivy zu, überwältigt vom vertrauten Gefühl der Liebe, das sie in seiner Heftigkeit immer noch überraschte. Wer hätte gedacht, dass ein Kind so spät im Leben ihr so viel geben würde?

»Dauert nicht mehr lange«, sagte sie. »Gleich kommt unser Koffer, dann können wir los. Geht's dir gut?«

Ivy blickte noch missmutiger drein, murmelte, den Daumen im Mund, etwas Unverständliches und schaute ihre Mutter aus großen braunen Augen über den peinlich schmutzigen Kopf von Bampy hinweg an. Bampy, ein Stoffhase, war Ivys ständiger Begleiter.

»Wie bitte?« Jo beugte sich über ihre Tochter.

»Ich will einen Lutscher.« Ivys Blick wanderten zu den leuchtend bunten Lollis, an denen die Kinder der Familie nebenan lutschten.

»Kriege ich bitte einen Lutscher«, korrigierte Jo mechanisch, während sie in ihrem Rucksack wühlte und hoffte, die Gummibärchen würden wie durch Zauberhand auftauchen. Mein Gott, sie hatte gar nichts dabei, was als Ersatz taugte. Schließlich zog sie eine Tupperdose mit Karotten- und Apfelstücken heraus. »Die Kekse haben wir schon aufgegessen. Probier die mal. Lecker.« Wie halberzig klang das selbst in ihren Ohren.

Nun wurde Ivy böse. »Nein, nein, nein, nein! Ich will einen Lutscher.« Bampy landete auf dem Boden, und Ivy sprang auf. Wahrscheinlich konnte man sie im ganzen Flughafen hören. Die Leute drehten sich zu ihnen um.

Mein Gott, bloß kein Trotzanfall. Bitte nicht jetzt. »Iss erst mal die. Wir kaufen später einen. Versprochen«, sagte Jo ruhig und deutlich, wenn auch zähneknirschend.

»Nein, je-e-e-etzt«, heulte Ivy, stieß Jos Hand weg und warf sich auf den Boden.

»Gleich, wenn wir unseren Koffer haben.« Jo widerstand der übergroßen Versuchung, Ivy mittels körperlicher Gewalt wieder auf den Trolley zu bugsieren. Alle Blicke

waren jetzt auf sie gerichtet. Mit Vernunft war hier nichts auszurichten. Ivy war rot angelaufen, verdrehte die Augen und riss den Mund auf, um mit einem weiteren Aufheulen zu beweisen, welche Qualen sie litt. Allerdings ohne eine Träne zu vergießen.

Überzeugt, dass die Zuschauer sie für eine schlechte Mutter hielten, ging Jo in die Hocke, nahm Ivys Arm und versuchte sie laut flüsternd zu beruhigen. Aber Ivy, die mit den Füßen auf den Boden trommelte, wollte nicht hören. Unterdessen zogen Gepäckstücke vorüber; aber keines hatte ein violettes Vorhängeschloss.

»Vielleicht hilft einer von denen?«, sagte eine Stimme neben ihr. Jo blickte auf und sah die Mutter der Nachbarfamilie, die ihr einen runden, cremefarbenen Lutscher hielt, auf dem eine tiefrote Rose prangte. »Ich weiß, wie das ist. Die habe ich für Notfälle einstecken. Hilft immer.«

Jo warf einen Blick auf die drei kleinen Kinder ihrer Retterin, die, eifrig an ihren Lollis lutschend, Ivy aus großen Augen anstarrten.

»Vielen Dank.« Jo nahm den Lutscher. Im selben Moment hörte sie ihre Tagesmutter Sue, die sich über Unmengen an Zusatzstoffen und den Zucker ausließ, der ein Leben auf dem Zahnarztstuhl verhiß. Aber gleichzeitig versprach die Zuckerdröhnung Ruhe und Frieden. Was war wichtiger: die unmittelbare Gegenwart oder eine unbekanntere Zukunft? Keine Frage. Ivys Geheul war bereits zu einem gelegentlichen Wimmern abgeflaut, während sie das Objekt ihrer Begierde fixierte. Jo konnte sich lebhaft vorstellen, wie Sue ihr Missfallen kundtat. Den hohen Maßstäben von Ivys Tagesmutter gerecht zu werden war

nicht leicht. Vor allem seit Ivy sprechen, also die Fehltritte ihrer Mutter verraten konnte.

»Es ist meine Schuld«, bekannte die Frau. »Ich hätte ihr gleich einen anbieten sollen, als ich sie verteilt habe, damit meine Kinder Ruhe geben, aber das ist ja auch immer ein Problem: Nimm keine Süßigkeiten von Fremden, und so weiter.«

»Ach, nein. Sie können nichts dafür ...« Jo bemerkte, wie erschöpft die Frau aussah, ihr Gesicht war blass, mit Ringen unter den Augen, Haarsträhnen lösten sich aus einem hastig zusammengebundenen Pferdeschwanz. »Ich hätte selbst welche besorgen ...« Aber bevor Jo zu Ende gesprochen hatte, drehte sich die Frau zu ihrem Mann um, der gerade das letzte Gepäckstück vom Karussell geholt hatte und weiterwollte. Erfüllt von grenzenloser Dankbarkeit legte Jo den Lolli in Ivys ausgestreckte Hand und setzte sie neben den Rucksack auf den Trolley. Jo schob den Wagen nah an das Karussell heran, wo nur noch eine Handvoll Passagiere warteten, und hielt mit wachsender Sorge nach ihrem Koffer Ausschau.

»Wenn wir unser Gepäck haben, können wir gehen«, erklärte sie noch einmal, aber Ivy war so mit den wechselnden Farben ihres Lutschers beschäftigt, dass sie ihrer Mutter eine Antwort schuldig blieb.

Inzwischen rotierten bloß noch wenige Gepäckstücke auf dem Band. Jos Koffer war nicht darunter. Sie schloss die Augen und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Der Koffer durfte nicht verloren gehen. Nicht jetzt, und schon gar nicht mit diesem Inhalt.

Was hatte sie sich nur gedacht, als sie ihre Mutter einpackte? So praktisch die Lösung ihr auch erschienen war,

wenn der Behälter mit der Asche nicht mehr auftauchen sollte, wären die Folgen verheerend.

Das Packen war wegen der Vorgaben der Billig-Airline ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Jo hatte versucht, die 20x30-Zentimeter-Box, die ihr das Beerdigungsinstitut ausgehändigt hatte, im Rucksack zu verstauen. Aber so sehr sie sich auch bemühte, sie brachte nicht alles unter. Etwas musste in den Koffer. Ivy natürlich nicht – obwohl der Flug ohne sie durchaus entspannter gewesen wäre – und deshalb auch nicht die Dinge, die ihr unterwegs die Zeit vertrieben: Bilderbücher, Malbücher und Stifte, das Tablet, wenn alles nichts mehr half, und natürlich Bampy. Unverzichtbar war auch eine Garnitur Wäsche zum Wechseln für den Notfall. Und der Proviant durfte ebenfalls nicht fehlen. Und Jos Laptop – zu wertvoll, zu empfindlich. Unwahrscheinlich, dass sie am Wochenende dazu kam, ihre E-Mails zu checken, aber sie fühlte sich besser, wenn sie die Möglichkeit hatte, es zu tun. Also blieb nur der Behälter mit der Asche.

Ursprünglich hatte sie geplant, ihre Mutter mit in den Passagierraum zu nehmen, obwohl ihr die Vorstellung, zumal Ivy mitreiste, unheimlich war. Sie hatte sich ausgemalt, wie sie bei der Sicherheitskontrolle aufgehalten würde und im Beisein ihrer Tochter erklären müsste, dass außer der Plastiktüte mit der feinen, blassen Asche nichts mehr von Oma Hope übrig war. Ivy wäre womöglich für immer traumatisiert worden. Natürlich wollte Jo das vermeiden. Das Thema Tod kam zwischen ihnen ohnehin zu oft zur Sprache, seit ihre Mutter gestorben war. Nein, die Lebenden waren wichtiger als die Toten – selbst wenn es sich bei der Toten um die eigene Mutter handelte.

Wahrscheinlich verlangten die Vorschriften der Airline, dass sterbliche Überreste im Handgepäck befördert wurden – aber wer sollte herausfinden, dass sie sich in ihrem Koffer befanden? Mit etwas Glück niemand. Ihre Mutter jedenfalls ganz sicher nicht. Und wenn, hätte Hope vermutlich nur gelacht. Sie hätte darüber gewitzelt, dass sie sich, in ihren algengrünen Pashminaschal gehüllt, in einem gemütlichen Koffer unendlich viel wohler fühlte als eingequetscht zwischen Kabinengepäck, den Siebensachen von allen möglichen Leuten. »Das entspricht mir viel eher, Schatz.« Jo konnte fast Hopes Stimme durch den Flughafen von Málaga hallen hören.

Noch eine Umdrehung, dann musste sie die Hoffnung aufgeben. Sie lächelte über die Ironie des Schicksals. Hope würde ein anderes Ziel ansteuern, sicher eingepackt in ihren Lieblingsschal, der sie im bitterkalten Gepäckraum warm hielt. Jo erinnerte sich an die Klagen ihrer Mutter: »Das Leben in Spanien hat mich verdorben. Ich wünschte, ich hätte mehr von der Welt gesehen.« Tja, vielleicht ging dieser Traum ja jetzt in Erfüllung.

So schwer sie sich mit den Tatsachen abfinden konnte, Jo hatte nur eine Möglichkeit. Sie musste den Verlust des Koffers melden und das Beste hoffen. Mit Ivy, die zufrieden auf dem ansonsten leeren Trolley ihren Lolli lutschte, trat sie den langen Weg zum Gepäckservice an. Als sie sich an die Spitze der Schlange vorgekämpft hatte, berichtete sie in fließendem Spanisch von dem fehlenden Gepäckstück. Dann verfolgte sie geduldig, wie das entsprechende Formular ausgefüllt wurde, wobei ihr nicht entging, dass von Ivys Lutscher fast nichts mehr übrig war und das kleine Mädchen allmählich wieder zappelig wurde. Während

sie den entscheidenden Inhalt ihres Koffers verschwie, eilten ihre Gedanken zu ihren Angehörigen voraus, die auf ihre Ankunft warteten. Verglichen mit der Leistung ihrer Schwester Lucy, die ihre kranke Mutter wochenlang gepflegt hatte, war es eigentlich keine schwierige Aufgabe, Hopes Asche nach Hause zu bringen. Aber sie hatte es gründlich vermasselt.

Der Rest der Familie würde erfahren, dass sie ihre Mutter unterwegs verloren hatte. Sie stellte sich das ungläubige Entsetzen ihres Bruders und ihrer Schwester vor: Lucys Verzweiflung, Toms Empörung und den vertrauten Gesichtsausdruck seiner Frau, der besagte: Ich hab dir ja gleich gesagt, was passiert, wenn du das ihr überlässt. Inzwischen waren sie vermutlich schon in dem Haus angekommen, in dem Hopes letzte Geburtstagsparty stattfinden sollte. Casa de Sueños – Haus der Träume – das Zuhause ihrer Kindheit. Jo war mindestens seit einem Jahr nicht mehr dort gewesen, und bis zu diesem Augenblick hatte sie sich auf den Besuch gefreut, so traurig der Anlass sein mochte.

Die Flucht ergreifen und den nächsten Flug nach Hause nehmen kam nicht in Frage. Außerdem würde der Koffer garantiert irgendwann auftauchen. Sie versuchte, die vielen Geschichten über verlorenes Gepäck, das für immer verschwunden blieb, zu verdrängen – was ihr nicht ganz gelang. Während sie in der Hosentasche ihrer abgeschnittenen Jeans nach einem Taschentuch suchte, um Ivys kirschroten Mund abzuwischen, schloss sich ihre Hand um ihr Handy, an dem ein angelutsches Bonbon klebte. Na klar. Wenn sie Tom anrief und es ihm jetzt erklärte, musste sie wenigstens nicht mit ansehen, wie sich seine Miene ver-

düsterte, und Lucys entsetztes Stöhnen blieb ihr auch erspart. Tom konnte den anderen sagen, was passiert war, ehe Jo und Ivy ankamen. Immerhin ein Plan.

Sie löste das Limettenbonbon von ihrem Handy und steckte es mangels Alternative in den Mund, ehe sie ihren Bruder anrief. Ivy schleuderte einen ihrer Schuhe weg, der über den glänzenden Marmorboden schlitterte. Jo hob ihn wieder auf und steckte ihn, statt sich auf ein Spiel einzulassen, für das sie gerade keine Nerven hatte, in den Rucksack. Protestbereit öffnete Ivy den Mund.

»Schsch«, befahl Jo, als das Freizeichen erklang.

Erstaunt über die Bestimmtheit ihrer Mutter verstummte Ivy und beschäftigte sich damit, den anderen Schuh wegzukicken. Ebenso erstaunt über die Fügsamkeit ihrer Tochter konnte sich Jo darauf konzentrieren, die Situation möglichst gut zu erklären.

Ethan und Alex auf der Rückbank befanden sich ganz im Bann ihrer elektronischen Geräte. Ethans Tablet war zwar auf stumm geschaltet, aber er kommentierte grunzend seine Triumphe und Niederlagen bei dem Ego-Shooter, den er spielte. Alex lehnte, Stöpsel in den Ohren, den Kopf halb unter der schwarzen Kapuze versteckt, am Fenster und starrte auf sein E-Book. Beide bekamen von dem Drama, das sich vorne im Wagen abspielte, ebenso wenig mit wie von der vorbeiziehenden Landschaft.

Südlich der Autobahn erstreckten sich die Betonwüsten von Fuengirola, Marbella, Estepona mit ihren Hotelklötzen und Feriensiedlungen. In der Ferne lag das Mittelmeer: bis zum blassen Horizont ein schimmernder blauer Teppich, auf dem die Sonne glitzerte. Ein oder zwei Tanker lagen weit draußen vor der Küste, während weiße Segelyachten über das Wasser glitten. Im Norden erhoben sich die Berge der Sierra Bermeja vor einem klaren kornblumenblauen Himmel.

Tom, auf dem Beifahrersitz, beendete das Gespräch mit seiner Schwester und steckte das Handy in die Brusttasche seines kurzärmeligen karierten Hemds. »Kannst du dir das vorstellen?«, wandte er sich an seine Frau. Belle hatte, wie stets am Steuer, eine seltsam steife Haltung angenommen, den Körper leicht vorgeneigt, das Kinn gereckt, die Hände auf zehn vor zwei.

Sie wandte sich ihm zu. Ihr präzise geschnittener Bob, goldbraun wie Ingwerkekse, schwang mit und reflektierte das Sonnenlicht. »Ja, kann ich.« Einen Augenblick sah sie

ihn aus großen dunklen Augen an, dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Tunnel, auf den sie zu steuerten. Sie war immer noch eine attraktive Frau, aber Tom hatte sie eigentlich noch besser gefallen, bevor sie ihre Naturwellen gnadenlos geglättet und die grauen Strähnen chemisch eliminiert hatte. Das gemeinsame Konto und ihre verdächtig faltenfreie Haut ließen ahnen, dass sie auch ihr Gesicht einer Verjüngungskur unterzogen hatte, allerdings ohne es je zu erwähnen, und ehrlich gesagt, wollte er es, zartbesaitet wie er war, gar nicht so genau wissen. Ihm ging es nur darum, dass Belle glücklich war.

Tom wusste, was sie dachte, aber auf eine Diskussion über die guten und schlechten Seiten seiner Schwestern wollte er sich nicht einlassen. Die hatten sie schon zu oft geführt, und er wusste genau, was Belle von Jo und Lucy hielt. Ihretwegen gab es häufiger Streit. Er selbst durfte seine Familie kritisieren, aber wenn irgendjemand sonst es wagte – und sei es seine liebe Frau –, verteidigte er sie wie eine Löwin ihr Junges. Belles Meinung musste er jetzt nicht noch einmal hören, zumal einige gemeinsame, zweifellos emotional belastende Tage mit seinen beiden Schwestern bevorstanden.

Der nächste Tunnel schluckte sie, aus dem Dunkel leuchteten die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge und das harte Neonlicht der Deckenlampen. Tom spürte, dass sich in der gepolsterten Tasche auf seinem Schoß etwas rührte. Ferdie, Belles kleiner Dackel, machte es sich bequem. Das Tierchen war gechipt und besaß einen Impfpass, damit es Belle auf allen Wegen begleiten konnte, also reiste es mit – obwohl ihre Söhne spotteten. Tom suchte sich ebenfalls eine bequemere Posi-

tion und regulierte die Klimaanlage, die eisige Luft ausspuckte.

»Was hat sie sich dabei gedacht?«, murmelte er und blinzelte der Sonne entgegen. Von den drei Geschwistern war Jo immer am wenigsten berechenbar gewesen – das sorgte häufig für Enttäuschungen. Dennoch hatte sie es geschafft, in der Werbebranche Karriere zu machen, und sogar gemeinsam mit Richard Fowler eine eigene Agentur gegründet. Tom war stolz auf sie, wunderte sich aber auch über ihren Erfolg – er konnte nur annehmen, dass sie bei der Arbeit ein ganz anderer Mensch war als privat, eine Art Persönlichkeitsspaltung. »Und wenn der Koffer nicht auftaucht?«, fragte er. »Das kann unter Umständen Wochen dauern.«

»Dann müssen wir die Asche eben ein andermal verstreuen. Hast du Kleingeld für die Maut?« Belle war und blieb eine Pragmatikerin. Sie tauschten einen Blick. Belles Gesicht war schmaler nach ihrer strengen Diät, die offenbar hauptsächlich aus Schüsselchen, gefüllt mit übelriechender, eklig aussehender Pampe bestand. Er wühlte in seiner Hosentasche nach Münzen. Kurze Zeit später ratterte das Kleingeld durch den Automaten und die Schranke hob sich.

»Aber es wäre Mums siebzigster Geburtstag gewesen. Alles ist so geplant, wie sie es sich gewünscht hat.« Es hätte ihn sehr geschmerzt, sie zu enttäuschen.

»Dann müssen wir eben umdisponieren.« Ein bitteres kleines Lächeln spielte um ihre Lippen, während sie das Lenkrad noch ein wenig fester umklammerte. »Dank Jo.«

»Das geht nicht. Alle kommen. Die Geburtstagsparty findet am Samstag statt, am Sonntag wird die Asche ver-

streut.« Er holte tief Luft und zwickte sich in die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand, bis es wehtat. Eine Technik, die Frank, der Therapeut, den er hin und wieder aufsuchte, empfohlen hatte, um sich abzulenkten.

»Hope wird es ja wohl kaum erfahren.«

»Darum geht es nicht.« Seine Panik ließ allmählich nach.

»Vielleicht sollten wir umkehren?«

»Warum?«

»Wir könnten Jo helfen, den Koffer zu finden. Moralische Unterstützung leisten.«

»Nein.« Seine Frau reckte das Kinn. »Wenn sie ihn nicht findet, wird uns das auch nicht gelingen. Außerdem wartet Lucy im Haus auf uns. Wir sind sowieso schon spät dran.«

Natürlich hatte Belle Recht, aber er konnte das Thema einfach nicht fallen lassen. »Alles, was sie tun sollte, war, Mum mitzubringen. Viel Platz braucht sie ja wirklich nicht mehr.« Der Galgenhumor amüsierte ihn, obwohl Belle missbilligend den Kopf schüttelte.

Sie richtete den Blick starr auf die Straße. »Ich habe dir gleich gesagt, du sollst das übernehmen.«

»Aber Jo hat es angeboten, weil sie auch etwas beitragen wollte. Schließlich hat sich Lucy wochenlang um Mum gekümmert, und wir haben den Großteil der Rechnungen bezahlt.« Das verbitterte innere Kind, das er im Umgang mit seiner Familie manchmal schwer unterdrücken konnte, gewann wieder einmal die Oberhand.

»Welche Rechnungen?« Belle war sofort in Alarmbereitschaft. Wenn es um Geld ging, passte sie auf wie ein Schießhund. Beim Thema Finanzen hatten sie eine klare

Abmachung, die ihnen beiden taugte. Als Immobiliensachverständiger verdiente er das Geld, und Belle, die Buchhalterin, verwaltete es (und gab es aus). Er beklagte sich nicht darüber.

»Nichts, wovon du nichts weißt«, rechtfertigte er sich hastig. »Wenn noch was gewesen wäre, hätte ich es dir gesagt.«

Sie nickte zufrieden.

Hinter dem Casares-Tunnel nahmen sie die A-377 landeinwärts. Sie kamen an riesigen Windmühlen vorbei, die sich behäbig drehten, leuchtend weiß vor dem tiefblauen Himmel. Belle, deren Fingernägel makellos rosa glänzten, tätschelte sanft Toms Schenkel. Er legte seine Hand auf die ihre, aber nach einer Weile zog Belle die Hand weg und umfasste wieder das Lenkrad. »Du fragst doch die Mädels wegen des Rings?«

Tom nickte. »Mm-hmm.« Er wusste, welchen Ring sie meinte, und wünschte, sie würde nicht ständig darauf zurückkommen. Walter, Stiefvater von Tom und Jo, hatte ihn Hope geschenkt, als Lucy zur Welt kam. Es war ein Jugendstiling, den Walters Großmutter ihm »für die Richtige« hinterlassen hatte: zwei Bänder mit funkelnden Diamanten, die sich wie glitzernde Wellen um den Rubin in der Mitte schlossen. Tom und Jo hatten oft beobachtet, wie das Licht durch die Steine tanzte, wenn ihre Mutter in der spanischen Sonne die Hand drehte. »Schaut, was Daddy mir geschenkt hat«, sagte sie, dann lachte sie, wenn die beiden danach griffen, und scheuchte sie fort.

»Sie wollte, dass ich ihn bekomme«, beharrte Belle.

Tom konnte sich schwer vorstellen, dass Hope den Ring jemand anderem vermachen wollte als Jo, die ihn schon

so lange bewunderte, oder Lucy, zu deren Geburt er verschenkt worden war. Aber seine Mutter hatte auf ihre Besitztümer so wenig Wert gelegt und war gegen Ende ihres Lebens immer unberechenbarer geworden, also hatte sie vielleicht ... »Hat sie das tatsächlich gesagt?«, hakte er nach.

»So gut wie.« Belle hob die Hand mit dem funkelnden Solitär an ihrem Ehering in die Höhe. »Als wir das letzte Mal alle hier zusammen waren.«

Im vergangenen Oktober hatten sie, gegen den Protest der Jungs, die Herbstferien hier verbracht. Obwohl Tom ihnen gut zuredete, konnte er sie nicht für die idyllische Umgebung begeistern, in der ihr Vater seine Kindheit verlebt hatte. Sie hingen in den Ferien lieber mit ihren Kumpele in geschlossenen Räumen ab. Das heißt, sie trieben sich im Einkaufszentrum herum, schauten sich die Premier League im Fernsehen an, spielten Computerspiele ohne Ende, hörten Musik und verplemperten ihre Zeit bei Facebook oder was sonst gerade in Mode sein mochte. Tom fand das zum Verzweifeln, obwohl Belle ihm versicherte, für Jungs von heute sei das völlig normal. Wenigstens las Alex. Oder Tom vermutete, dass sein Sohn las, obwohl er dank E-Book nicht wirklich beurteilen konnte, ob Alex' Lektüre etwas zu seiner Bildung beitrug.

Damals hatte keiner gehnt, dass Hope sechs Monate später tot sein würde, nach der Diagnose Darmkrebs mit Metastasen im ganzen Körper. Wenn sie es gewusst hätten, wie hätten sie sich dann wohl verhalten? Beschämt dachte Tom daran zurück, wie die lockere Einstellung seiner Mutter zum Alltag in ihm die Ängste seiner Kindheit wieder wachgerufen hatte; er war mit ihrer Spontaneität

nicht zurechtgekommen. Bei ihr wusste man nie, worauf man sich gefasst machen musste. Wie ein so unzuverlässiger Mensch es schaffte, Gäste in sein Bed & Breakfast zu locken, war ihm ein Rätsel – wahrscheinlich lag es einfach an ihrer Ausstrahlung. Und natürlich sorgten Rosa und Luisa aus dem Dorf dafür, dass das Frühstück pünktlich auf dem Tisch stand und die Zimmer geputzt wurden. Angesichts seiner Stimmung hatte Belle zunehmend gereizt versucht, ein bisschen Struktur in Hopes Tagesablauf zu bringen. Gleichzeitig hatte sie Tom erklärt, es sei halb so schlimm, wenn sie erst nach zehn Uhr zu Abend äßen. Unterdessen hatten Ethan und Alex ihre Eltern auf Trab gehalten. Ethan reagierte mürrisch auf alle Vorschläge für Unternehmungen. Alex zeigte sich zwar versöhnlicher, war aber am glücklichsten, wenn er sich in Ruhe mit seinem E-Book oder seinem Smartphone beschäftigen konnte.

Wie aufs Stichwort wurde es auf der Rückbank unruhig. »Lass das!«

Aus dem Augenwinkel sah Tom, wie Alex nach Ethan schlug.

»Hört sofort auf! Sonst baut eure Mum einen Unfall.«

»Garantiert nicht!«, widersprach Belle halblaut, während sie über ein riesiges Schlagloch holperten.

»Scheiße«, fluchte Tom leise, der an das Fahrgestell dachte.

»Sag bloß nichts«, warnte ihn Belle, den Blick auf die Straße geheftet.

»Was ist los, Ethan?« Tom versuchte, seinen Ärger zu unterdrücken, als er sich zu seinen Söhnen umdrehte.

»Er hat mich getreten!«, protestierte Alex und rieb sich das Schienbein.

»Gar nicht wahr.« Ethan streckte sein langes Bein in den Spalt zwischen Fahrer- und Beifahrersitz und dehnte seinen nackten Fuß. »Ich hab einen Krampf. Das Scheißauto ist zu klein, das ist los.«

»Solche Ausdrücke will ich nicht hören«, sagte Belle.
»Und zieh um Gottes willen deine Schuhe an.«

»Ist es aber.« Ethan streckte seine langen Arme und Beine so weit aus wie möglich. Also nicht sehr weit. Dabei riss er Alex die Kapuze vom Kopf.

»Flossen weg von mir!«, protestierte Alex und fuhr sich mit der Hand durch seinen braunen Haarschopf. »Lass mich in Frieden!« Er drückte sich in die Ecke, wie um sich zu verkriechen.

»Du bist so ein Nerd. Was liest du da eigentlich?« Ethan griff nach dem E-Book seines Bruders. Beim Versuch, sein Lesegerät zu retten, schlug Alex seinem Vater auf den Hinterkopf.

»Jungs!«, brüllte Tom und fasste sich an den Kopf. »Ist es zu viel verlangt, dass ihr euch wie zivilisierte Menschen benehmt, bis wir ankommen?« Er sah, dass Belles Knöchel am Lenkrad weiß wurden.

»Tut mir leid, Dad.« Alex stopfte sein E-Book vorne in seinen Kapuzenpulli, außer Reichweite von Ethan.

Ethan zog sein Bein zurück und versuchte umständlich, eine bequeme Haltung für seine schlaksige Gestalt zu finden. Dann wandte er sich wieder seinem Spiel zu.

»Du hast doch das neue Hemd und die Hose eingepackt, die ich Dir aufs Bett gelegt habe?«, fragte Belle, die ihren eigenen Gedanken nachhing.

Von hinten war nichts zu hören, dann ertönte ein »Ja!«, vermutlich weil jemand oder etwas gerade in Flammen

aufging. War es gut, solche Freude an Gewalt zu fördern, überlegte Tom.

»Ethan?« Belle ließ nicht locker.

Er unterbrach sein Spiel und blickte auf. Tom sah so viel von Belle im Gesicht seines Ältesten, der Schwung seiner Lippen, das energisch vorgereckte Kinn. Sein Sohn schüttelte den Kopf. »Du hast nicht gesagt, dass ich die Hose einpacken soll. Hier trage ich nie lange Hosen. Ist zu warm.«

»Das ist etwas anderes. Es ist die letzte Geburtstagsparty deiner Großmutter. Dass man sich anständig kleidet, ist ein Zeichen von Respekt.« Belle fing Ethans Blick im Rückspiegel auf. Sie verlagerte ihre Hände am Lenkrad auf zwanzig vor vier. Vor ihnen flimmerte ein Hitzeschleier über dem glänzenden Asphalt.

»Ich denke nicht, dass es darauf ankommt«, meinte Tom. »Niemand wird sich darüber aufregen. Mums Freunde halten sich nicht gerade sklavisch an Konventionen.«

»Natürlich kommt es darauf an«, gab Belle zurück und hämmerte mit der Hand aufs Lenkrad. »*Ich* möchte, dass die Jungs anständig gekleidet sind. Dann müssen wir eben nach Ronda fahren und Sachen kaufen.«

»Ich kaufe da gar nichts ein«, murrte Ethan. »Oma würde es nicht stören. Wegen Klamotten hat sie nie ein Theater gemacht.«

Es hatte keinen Sinn, Belle irgendetwas erklären zu wollen. Das Erscheinungsbild war ihr wichtig. Tom schnappte jäh nach Luft und wedelte mit der Hand über der Tasche auf seinem Schoß. Für so einen kleinen Hund konnte Ferdie ziemlich üble Gerüche absondern. Sogar Belle verzog die Nase, als sie ihm einen Blick zuwarf.

»Belle! Pass auf, wo du hinfährst!«

Sie konnte das Steuer gerade noch herumreißen, um einem weißen Geländewagen auszuweichen, der auf sie zuraste. Eine Hand reckte sich aus dem Wagenfenster und zeigte ihnen den Stinkefinger.

»Verdammte Unverschämtheit! Was hat er mitten auf der Straße verloren?«

Tom starrte auf den gelben Ginster, der die Straße säumte, und seufzte.

Belle fuhr rechts ran, machte den Motor aus und stieg aus. Die Hitze legte sich wie eine warme Decke über den kühlen Innenraum. »Schalten wir alle einen Gang runter.« Sie schloss die Augen und nahm einen tiefen Atemzug, ein und aus, dann reckte sie die Arme zum Himmel und wandte das Gesicht der Sonne zu. »Warum steigt ihr nicht alle aus und vertretet euch die Beine?«

Froh, dem erstickenden Gestank zu entrinnen, schob Tom Ferdies Tasche über die heiße Motorhaube, damit Belle den Hund rauslassen konnte. Nun stieg Ethan aus, reckte seine langen Glieder und schüttelte sich. Alex machte weniger Aufhebens, er ging ein Stück, wollte für sich sein, bevor es weiterging. Während Ferdie das trockene Gras und die Wildblumen am Straßenrand beschnupperte, verzog sich Ethan zum Pinkeln ins Gebüsch. Belle schaute in die andere Richtung und holte schließlich ihren breitkrepfigen Hut von der Ablage hinten im Auto.

Sie rückte ihn zurecht und prüfte ihr Spiegelbild im Seitenfenster. »Ich dachte, ich könnte mich auf ihn verlassen.« Mit einer Kopfbewegung wies sie auf ihren ältesten Sohn.

»Was er anzieht, ist nicht entscheidend, wichtig ist nur,

dass Mums Asche auftaucht. Mach dir da mal keine Sorgen.« Tom strich mit der Hand über seinen neuen Ultrakurzhaarschnitt, der von seiner Halbglatze ablenken sollte, und befürchtete, dass damit sein breiter Scheitel noch mehr auffiel. Die Sonnenhitze ließ seine Kopfhaut prickeln. Er holte den Safarihut aus dem Auto, den er vor ein paar Jahren in Australien gekauft hatte.

»Na gut.« Belle machte einen Satz nach hinten und schlug nach einem großen schwarzen Käfer, der daraufhin strauchelnd seine Flugbahn änderte. »Aber sie wird schon eintrudeln. Ihre Party lässt sich Hope bestimmt nicht entgehen.« An der rosafarbenen Flexi-Hundeleine zog sie Ferdie zu sich heran wie ein Jo-Jo, damit sie ihn wieder in die Transporttasche sperren konnte. Sie hielt ihn wie ein Baby an der Brust. Er leckte ihr das Kinn, und sie lächelte.

Tom schaute auf die Uhr. »Ich rufe lieber mal Lucy an. Sie wird sich fragen, wo wir bleiben.«

Er ging auf einen Telegrafmast zu. Allmählich lief ihm der Schweiß den Rücken hinunter. In sicherer Entfernung holte er sein Handy heraus und rief im Haus an. Er ließ es eine Weile läuten. Als er schon auflegen wollte, meldete sich ein Mann. »*Dígame*.« Er klang außer Atem.

Antonio. Er war der letzte, mit dem Tom jetzt sprechen wollte. In seiner Anwesenheit fühlte er sich immer unwohl, weil er nie recht wusste, in welchem Verhältnis Antonio zu Hope gestanden hatte. Ihm war nur klar, dass Hope gern geflirtet und die Gesellschaft von Männern gemocht hatte – in der Hinsicht war sie unverbesserlich gewesen. Tom war nicht prüde, keineswegs. Aber die Vorstellung, dass ein Mann, der nicht viel älter war als er

selbst, mit seiner Mutter im Bett lag ... offen gestanden, das passte ihm einfach nicht. Allerdings entzog es sich Toms Kenntnis, ob es wirklich so weit gekommen war, aber Antonio war so oft da gewesen, und die beiden hatten sich blendend verstanden. Antonio hatte die Stellung gehalten, seit Hope beschlossen hatte, nach England zu gehen, um im Kreis ihrer Kinder zu sterben. Sie konnten ja nicht alle ihre Arbeit ruhen lassen, um bei ihr in der Casa de Sueños zu sein, also waren sie Antonio wohl zu Dank verpflichtet, dass er sich, neben dem Hotel, das er an der Küste führte, um das Haus kümmerte. Aber trotzdem ...

»Antonio. Ich bin's, Tom.«

»Ah. Du möchtest mit Lucy sprechen? Ich hole sie.«

Tom hörte Schritte klappern, dann einen Ruf. Gleichzeitig vernahm er laut und klar Belles Stimme: »Vergiss es nicht – das mit dem Ring.« Er hob die Hand, als hinderte sie ihn, seinen Gesprächspartner zu verstehen.

Dann meldete sich Lucy. »Tom? Wo bist du?«

»Fast da. Wir haben angehalten, weil es im Auto ein bisschen hitzig wurde – du weißt schon.« Er wischte sich die Stirn. »Aber draußen ist es auch ganz schön heiß.«

Sie lachte. »Die Jungs?«

»Teilweise. Aber Jo ist auch nicht viel besser.«

»Jo? Ich dachte, ihr reist getrennt an. Ist ihr Flug nicht nach deinem gelandet?«

»Schon, aber sie ist noch am Flughafen. Ihr Koffer ist verloren gegangen.«

»Oh, nein. Die Ärmste. Aber wir essen kalt, ist also nicht so tragisch.« Sie wusste, dass Tom gern pünktlich aß.

Er zögerte. Vielleicht war es besser, es ihr gleich zu sagen. Dann konnte sie sich auf die Neuigkeit einstellen, bis Tom mit seiner Familie eintraf. »Nur eins noch.«

»Was denn?«

Er drehte sich zu Belle um. Die Jungs standen nebeneinander und wirbelten mit den Füßen scharrend graue Staubwölkchen auf.

»Die Asche war im Koffer.«

Schweigen. Dann: »Du meinst ...«

»Ja, Mum hat sich unentschuldig von der Truppe entfernt.«

Vom anderen Ende der Verbindung kam ein Geräusch, als wäre Lucy in Tränen ausgebrochen.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich dachte nur, du solltest es wissen. Ich hätte die Asche selbst mitbringen sollen. Dass sie so idiotisch sein könnte, wäre mir nie in den Sinn ...«

Wieder wurde er von einem Geräusch unterbrochen. Plötzlich wurde ihm klar, dass es kein Weinen war, sondern ein hysterisches Lachen. »Das ist so komisch!«, brach Lucy zwischen Lachanfällen heraus. »Die Familie und ihre alten Freunde kommen am Samstag, und ausgerechnet sie ist nicht da.« Unvermittelt heulte sie los.

Tom verzichtete auf den Hinweis, dass Hope ohnehin nicht *wirklich* da sein würde. Belle versuchte sich unterdessen mit Zeichensprache zu verständigen und tippte auf ihren Ringfinger. Warum konnte sie sich nicht gedulden? Manchmal dachte er, die Frauen in seiner Familie würden ihn noch ins Grab bringen.

»Luce, eins noch.«

»Ja?« Er hörte etwas, das wie ein Schniefen klang.

»Der alte Ring von Mum. Der mit dem Rubin. Anschei-

nend hat sie ihn Belle versprochen. Könntest du ihn für sie heraussuchen?«

Jetzt war es eindeutig ein Schniefen. »Hat sie das?«

»Ich glaube schon.«

»Na ja, gut.« Sie putzte sich die Nase. »Ich dachte eigentlich, wir machen das gemeinsam, wenn du und Jo da seid. Ich habe die Klebezettel besorgt, wie du gesagt hast. Aber wenn du meinst, dass Mum es so gewollt hat, suche ich den Ring für sie raus.«

Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt musste er nur noch Jo überzeugen, dass ihre Mutter den Ring tatsächlich Belle versprochen hatte. Wichtig war allerdings, dass Belle sich aus der Diskussion raushielt, sonst würde es nur Tränen geben. Seufzend beendete er das Gespräch und ging zurück zum Wagen.